

Marwitz °

° Zanzin

Alexandersdorf °



Wenn man bei einer Wanderung einen hohen Berg erstiegen hat, ist man zunächst hocheifrig, diese Leistung geschafft zu haben. Man hat die Überzeugung gewonnen: Es hat sich gelohnt. Aller Schweiß, alle Mühen waren nicht umsonst. Man schaut befriedigt zurück auf die lange Wegstrecke, die hinter einem liegt, eine Wegstrecke mit ihrem Auf und Ab. Der Blick gleitet vielleicht in die Ferne auf das Stück, das noch vor einem liegt. Ist es im Menschenleben nicht ganz ähnlich? Vom zurückgelegten Berg des Lebens schaut der Greis auf die lange Wegstrecke. Erinnerungen tauchen auf. Und schieben sich über die Schwelle des Bewußtseins. War es nicht erst gestern [...]

Paul Brüning, Dezember 1986

Paul Brüning

Worüber er sprach

herausgegeben von Ute Brüning

© 2005 Lissa Brüning, Rosemarie Brüning
Gestaltung: Ute Brüning

Inhalt

7	Vorwort
11	1900-14 Falkenhagen
18	1914-19 Fürstenwalde
25	1919-21 Döbberin, Falkenhagen
26	1921-23 Waldsiedersdorf
29	1924-25 Heinersbrück
33	1925-27 Alexandersdorf
36	1927-39 Marwitz
50	1939 Polen
53	1939-43 Marwitz
58	1943-45 Mitteleuropa
113	1945-48 Hameln
125	Dank
126	Namensregister

Vorwort

Paul Brüning war mein Vater. Er hat mich zu einer Zeit ins Leben gesetzt, als er nach dem zwangsläufigen Abbruch seines ‚ersten Lebens‘ ebenso mühselig wie mutig ein zweites begonnen hatte. Aus jenem ersten Lebensabschnitt hat er seine Erinnerungen zusammengetragen und selbst beschrieben - in der Absicht, diese, für ihn so einschneidenden Ereignisse auch für die Familie zugänglich zu machen. Obwohl er 87 Jahre alt wurde, blieb es im wesentlichen bei der Schilderung jenes ersten Lebens. Es sind dies die Jahre 1900-1948.

Er hinterließ drei sehr unterschiedliche Dokumente. In den siebziger Jahren schrieb er ‚Episoden aus meinem Leben‘. 1986 versuchte er eine Gesamtdarstellung in Form einer zweiteiligen Audio-Kassette. Sie hat den Titel: ‚Ein weiter Weg. Erinnerungen und Stationen des Werdens des Paul Brüning‘. Dann gibt es ein ‚Kriegstagebuch‘, das er während seiner Militärzeit 1943 bis 1945 erstaunlich genau führte. Er selbst hat diese, in Stoltze-Schrey-Stenographie verfaßten Notizen irgendwann umgeschrieben. Bei dieser Gelegenheit hat er aus der Sicht der Gegenwart manche Stichworte ausgeführt und mit Färbungen versehen, die nicht denen der Kriegsjahre entsprechen. Diese Änderungen lassen sich aber gut erkennen, denn hier schreibt der Autor in der Vergangenheitsform.

Außerdem sind Briefe und Tagebücher erhalten, in denen seine Frau Hanna, die Oma und die Kinder zu Wort kommen, zudem seine Schwägerin und seine zweite Frau Lissa. Ich habe sie in dieses Buch aufgenommen, weil sie vielfach die Antworten auf all jene dringlichen Fragen meines Vaters enthalten, die ihn während seiner Abwesenheit als Soldat quälten. Zudem deuten die Stimmen der Familie manchmal gerade solche Dinge an, für die mein

Vater in seiner preußisch-protestantischen Gesinnung niemals Ausdruck gesucht hat und sie einfach, wie er es einmal selbst formulierte, ‚übersprang‘. Zwar sind wir, um ihn zu verstehen, weiterhin angewiesen auf das, worüber er sprach, aber es werden auf diese Weise die Dinge spürbarer, über die er nicht sprach.

Paul Brünings eigene Erinnerungen und die Dokumente seiner Familie werden hier chronologisch so aneinander gesetzt, daß sie sich ergänzen, ohne Inhalte zu wiederholen. Die Erzählung von der Tonkassette bildet dabei den Haupttext, der sich als Leitfaden durch das Buch zieht. Die Details sind dann den anderen Quellen zu entnehmen. Sie sind illustrierend dazwischen gefügt und heben sich auch äußerlich durch kursive Schrift vom Haupttext ab. Das so entstehende Lebensbild wird manchmal mit Erklärungen und Kommentaren zur historischen Situation ergänzt¹, was in eckigen Klammern und Fußnoten geschieht. Für den größeren Kontext sorgen außerdem Landkarten und ein Personenregister. Grammatische Unstimmigkeiten wurden stillschweigend beseitigt, Rechtschreibung und Zeichensetzung minimal vereinheitlicht.

Etwa zwei Drittel des vorhandenen Materials befassen sich mit Kriegseignissen. Ich habe an diesem Übergewicht nichts geändert. Denn die ausführliche Darstellung fördert Erstaunliches, manchmal auch Verwirrendes und Widersprüchliches aus der Vergangenheit zutage. Ein Beispiel aus den militärischen Ereignissen sei vorweggenommen, weil trotz der vorhandenen Ausführlichkeit

¹ Angegebene Internet-Adressen bezeichnen – der besseren Zugänglichkeit wegen - die Online-Version von: Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. Herausgeg. vom Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte. Band I/1: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neisse, Bonn 1954.

zusätzliche Informationen gebraucht werden, um den Originaltext zu verstehen.

Mein Vater wurde im September 1943 ein zweites Mal einberufen. Um die Jahreswende 1943/44 wurde er binnen kürzester Zeit zum Infanteristen und zum Flak-Kanonier ausgebildet – ohne je als solcher eingesetzt zu werden. Dann wurde er zusammen mit anderen intelligenten Menschen ausgesiebt, unter ihnen so zuverlässige Parteimitglieder wie mein Vater, um sie zu ‚Flak-Funkern‘ auszubilden. Der Begriff war unüblich. Diese Wortschöpfung könnte darauf hinweisen, daß die Ausbildung für den Einsatz in einem Regiment gedacht war, das die ‚V1‘-Geheimwaffe zu betätigen hatte. Daß mein Vater später tatsächlich bei einer solchen Truppe der Luftwaffe Funker war, sagt er selbst. Die Geheimhaltung nämlich dieser, in Peenemünde entwickelten, raketenartig abzuschießenden und flugzeugähnlich aussehenden Bombe wurde so weit getrieben, daß sogar die Bezeichnung der Truppe getarnt wurde. Man nannte sie ‚Flakregiment‘.² Möglicherweise deutet das Wort ‚Flak-Funker‘ also darauf hin, daß die Ausbildung speziell für den Einsatz bei einem solchen ‚Flakregiment‘ gedacht war. Für diese Annahme spräche, daß die Schulung nicht wie die vorangehende im polnischen Radom stattfand, sondern gleich in Frankreich, von wo London mit der V1 bombardiert werden sollte.

Erst, wenn man alle Daten und Orte, die im Kriegstagebuch erwähnt sind, einbezieht und ihnen nachgeht, bekommt auch eine Reise Konturen, die meinen Vater 1944 binnen kürzester Zeit vier mal quer durch Mitteleuropa führte. Dieser gespenstische, sinnlose Truppentransport ist eines von vielen Beispielen, die Paul Brüning

² Details zum V1-Einsatz aus: David R. Delo, A Critical Analysis of the Air Defense of London against the V-1 June through September 1944. Maxwell Air Force Base, Alabama, 2002

aus anderen Gründen wissenswert fand als wir heute. Er selbst sagte: „Erstaunlich, daß man trotz Krieg und Gefahr Sinn für die Schönheit der Natur hat und sie genießen kann.“ Noch erstaunlicher finde ich allerdings, daß er diesem ‚Sightseeing‘ im Auftrag der Luftwaffe sogar drei Jahrzehnte später keinen kritischen Kommentar hinzugefügt hat. Ebenso blieben Sätze wie der folgende unverändert stehen: „Leider konnte diese Geheimwaffe den Angriff der Amerikaner und Engländer auf die Normandie nicht ändern.“

Warum mein Vater die zweimalige Vertreibung seiner Familie aus der Heimat, einmal durch Russen und einmal durch Polen, in seinen Erinnerungen nicht erwähnte, kann man sich heute schwer vorstellen. Der Schock, den Flucht und Plünderung hinterließen, in deren Gefolge Hunger, Krankheiten, Tod kamen, mag bei allen Betroffenen zur nachhaltigen Vermeidung des Themas geführt haben. Während der Verlust der Heimat Gegenstand vieler Gespräche war, wurde lange über persönliche Details geschwiegen. So hörte ich erst jetzt, daß die Kinder es wagten, ihr von Russen verwüstetes Elternhaus doch schnell noch einmal zu betreten, um aus dem Chaos etwas von ihrer Habe zu retten. Viele Fotos, die dieses Buch enthält, lagen dort auf dem Fußboden im Schmutz.

Je öfter ich in den Dokumenten meines Vaters lese, desto deutlicher wird mir, wie wichtig für den nationalsozialistischen Staat der bedingungslose, klaglose Gehorsam eines preußischen Schulmeisters und evangelischen Kirchendieners war. Paul Brüning war darin keine Ausnahme. Die ‚eiserne Disziplin‘ erstreckte sich selbstverständlich auch auf die Familienmitglieder. So fühlten sich beide Eheleute von ihren ‚Posten‘ bis zum Schluß ‚unabkömmlich‘. Das mag auch zu ihrem Verhängnis beigetragen haben.

Ute Brüning, Februar 2005



1900-1914 Falkenhagen

Meine Gedanken gehen weit zurück in die Kindheit nach Falkenhagen.³ Meine Mutter wird froh und dankbar gewesen sein, als sie mich geboren hatte. In den zurückliegenden neun Jahren ihrer Ehe hatte sie sechs Kinder geboren. Vier davon waren im frühen Kindesalter von der Diphtherie dahingerafft worden. Unter ihnen war auch der vierjährige Paul. Um die Erinnerung an ihn zu bewahren, wurde ich dann später auch ‚Paul‘ genannt. Paul Gerhard. Der Name zeugt von der großen Frömmigkeit meiner Eltern. Dem großen Liederdichter des 17. Jahrhunderts zur Ehre gereichte der Name ‚Paul Gerhard‘.

³ Kreis Seelow, Brandenburg

Ja, meine liebe Mutter! Sie hatte mich in ihr Herz geschlossen. Alle Traurigkeit, aller Schmerz um den Verstorbenen war durch mein Erscheinen in Freude verwandelt. Aus den ersten Jahren meiner Kindheit ist mir in Erinnerung geblieben, daß ich so einen lächerlichen Kittel angezogen bekam, den auch kleine Mädchen tragen konnten. Das ärgerte mich. Andere Jungen hatten eine Hose an. Da soll ich dann als kleiner Knirps, der noch nicht richtig



*Mutter Berta Pauline
Amalie, geb. Bartsch,
24.11.1866-1944 (?) und
Vater Julius, 5.3.1861-
1939, und ihr Enkel Hans
Ohnesorge*

sprechen konnte, gesagt haben: „oll Keed, oll Deck!“ [olles Kleid, oller Dreck!] Meine ersten größeren Laufkünste erprobte ich in der Weise, daß ich mich selbständig machte, den Hof verließ und bis zum Dorfende trottete. Es gab wohl einen tüchtigen Schreck, als man mich vermißte und wieder zurückholte. Vielleicht ist mir aus dieser Zeit der Drang in die Ferne geblieben, um immer etwas Neues zu erleben.

Meine Mutter hatte wohl wenig Zeit neben ihren Pflichten als Bauersfrau. Zeit für uns Kinder. Mit meiner 4 Jahre jüngeren Schwester Berta wuchs ich mehr oder weniger bei der Großmutter auf. Der große, ehrwürdige Großvater, wortkarg und sachlich, von uns Kindern mit etwas scheuer Zurückhaltung verehrt, daneben die von Rheuma geplagte Großmutter, immer am Stock gehend, gutmütig und verständig für uns Kinder. Sie hat uns großgezogen



*Großmutter Dorothea Sophie,
geb. Gersdorf,*

7.11.1839-17.11.1929

unten: das erste Ölgemälde⁴



und betreut. Zwei Zähne hatte sie nur noch und mußte das Brot und die Semmeln, die ich ihr morgens vom Bäcker holte, in den Kaffee tauchen. Als wir zu Bengeln herangewachsen waren, kam es natürlich auch vor, daß wir sie manchmal ärgerten. War es die Brille, die ein Glas verloren hatte, ohne daß sie es merkte, daß wir sie verulkten, war es mal nötig, daß sie uns strafen wollte, aber uns nicht einholen konnte - dann warf sie ihre Krücke hinter uns her mit dem Ruf: „Ei, du verfluchter Bengel!“ Aber wir liebten uns.

⁴ im Besitz von Rosi Käsebier, Hamburg

Später hab ich sie gemalt in Öl. Mein erstes Ölbild. Die Arme mußte eine Woche lang jeden Tag einige Zeit stillsitzen. Dabei bastelte sie aus Seidenpapier bunte Blumen und Kränze, die später an die Wand gehängt wurden, oder die sie als Geschenk für Weihnachten verwandte.

13 Jahre war ich alt, als der Großvater starb. Mein Vater, der in der letzten Nächten die Nachtwache bei ihm gemacht hatte, weckte uns alle, als es so weit war, und holte uns an das Sterbebett. Ein unverwischbarer Eindruck, von einem lieben Menschen Abschied nehmen zu müssen, für immer. Als wir hinter dem Sarg herzogen, dachte ich, die Welt stürze zusammen. Großmutter überlebte den Opa um 16 Jahre. Sie verlöschte allmählich – ein zum Gerippe gewordener Mensch. Ihre letzte Freude war es, als ich ihr im Jahre 1929 von der Geburt meines ersten Kindes, Ingeborg, berichten konnte.

Das Leben auf dem Bauernhof der damaligen Zeit hatte seine eigenen Gesetze. Es war eine Großfamilie, in der alle Mitglieder nach ihren physischen Möglichkeiten mitzuwirken hatten. Nicht als Zwang, nur als Selbstverständlichkeit, der sich keiner entzog. So wurden wir Kinder nach dem Maß unserer Kräfte auch herangezogen. Es mußte das Butterfaß gedreht werden, was im Sommer manche Schwierigkeiten mit sich brachte, es gab ja noch keinen Kühlschrank. Die Sahne war oft zu warm und wollte nicht richtig zu Butter werden. Und dieses Geschäft dauerte sehr lange. Oder die Waschmaschine mußte geschaukelt werden. Für die Küche mußte Holz hereingeholt werden. Es gab einzukaufen. Oder im Frühjahr waren die Gänse zu hüten. Man zog mit ihnen in die ‚Liemkiete‘ – die Lehmkute, die am Dorfausgang lag. Das war an sich eine schöne Arbeit. Die Gänse brauchten nicht viel Aufmerksamkeit. Und neben der Liemkiete lag der Wehrsee, auf dem auch wir Gänsehirtinnen uns im Sommer austoben konnten. Auf dem Was-

ser schwamm ein dickes Pumpenrohr aus Holz. Das hatte mein Vater anfertigen lassen und es bis zu dem Augenblick, wo es gebraucht werden sollte, ins Wasser geworfen, um es vor dem Verfaulen zu schützen. Und dieses Rohr diente uns Gänsehirtin als Schiff. Welch ein Vergnügen, wenn es sich drehte und wir dann ins Wasser plumpsten! Oder wenn eine Schlacht um das Rohr unter uns ausbrach und wir uns gegenseitig ins Wasser schubsten.

Mit meiner kleinen Schwester Berta und andern Kindern des Dorfes baute ich im Sand Burgen, Wasserleitungen, spielte Vater und Mutter und richtete im Sand Wohnungen ein. Als ich dann etwas älter war, hieß es, die Schafe zu hüten. Das war schon etwas schwieriger, weil die Schafe gerne zu guten Futterplätzen ausweichen wollten und dann zurückgeholt werden mußten. Der gute Deno, unser Hund, half dabei. Außerdem war er ein guter Spielkamerad. An eine kleine Begebenheit erinnere ich mich. Da trieb ich meine kleine Herde, zu der auch ein Bock gehörte, nach der Schule zum Dorf hinaus aufs Feld. Eine ältere Frau kam uns entgegen. Sie hatte eine Kiepe auf dem Rücken und streichelte ein Tier. Als sie in die Nähe kam, verstand der Schafbock das Streicheln wohl etwas falsch. Jedenfalls nahm der Anlauf, und im nächsten Augenblick lag die gute Frau an der Erde, hob die Beine in die Höhe und schimpfte wie ein Rohrspatz.

Im Sommer galt es dann, die Kühe zu hüten. Sie mußten oft bis auf das weit entfernte Feld getrieben werden. Da sie noch keinen Verkehrsunterricht genommen hatten, versuchten sie, auf den benachbarten Feldern etwas zu naschen, bis der Besitzer dann plötzlich da stand und mich dafür verantwortlich machte. Oder: War es schwül und heiß eines Tages, konnte es vorkommen, daß Fliegen und Bremsen die Tiere quälten. Sie wurden wild, hoben die Schwänze und hauten ab nach Hause in den kühlenden Stall. Oder sie gingen tief in das Wasser des benachbarten Sees. Es gab kein

Mittel, sie wieder herauszuholen, wenn sie nicht von selbst kamen. Angstvoll stand ich am Ufer und fürchtete, ein Tier könnte ertrinken. Tja, das Gewissen wurde immer wieder wach, weil man sich schuldig fühlte. War ein Gewitter im Anzuge, mußte man entscheiden, ob man mit den Tieren nach Hause ging oder auf dem Felde blieb. Vorwürfe vom Vater wollte man nicht gern hinnehmen. Das Küehüten hatte den Vorteil, man konnte sich Lesestoff mit aufs Feld nehmen und schmökern oder für die Schule etwas tun. Bis man plötzlich merkte, die Kühe sind wieder beim Nachbarn im Korn oder in den Rüben! Natürlich hatte man beim Küehüten auch Zeit, die Natur zu beobachten. Da hörte man den Ruf der Rohrdommel, oder man konnte die Ameisen beobachten, oder es waren die Mäuse, die richtige Straßen auf dem Kartoffelacker angelegt hatten. Angeregt vom Treiben älterer Jungen, wurden in den Mäusestraßen Fallgruben gegraben, aus denen ein Mäuslein nicht wieder herauskonnte. War eins gefangen, wurde ein kleines Geschirr aus Zwirnsfäden angefertigt, und das Tierchen mußte eine Streichholzschachtel als Wagen ein Weilchen hinter sich her ziehen. Den Himmel beobachtete man ständig. Gab es Regen, nahm man den Kartoffelsack, den man stets zum Schutz bei sich hatte, als Kapuze um und ließ es regnen. Auch beobachtete man Hasen. Hatte der Hund einen entdeckt, gab es eine aufregende Jagd, die aber nie damit endete, daß der Hund den Hasen fing. Einmal, als ich die Kühe hütete, sah ich plötzlich vor mir einen Hasen liegen. Er lag ganz still, er schien zu schlafen. Sofort war die Gier da und der Geist der Vernichtung wach. ‚Den kannst du mühelos totschiessen! Was kann man nicht alles damit machen! Das gibt einen guten Braten!‘ Und was einem alles in dem Augenblick durch den Sinn geht! Langsam und leise hob ich meinen Stock in die Höhe, um ihn zu treffen. Im nächsten Augenblick springt der Hase auf, ich fahre erschrocken zusammen, bin tief enttäuscht,

und der Hase jagt davon. Leider müssen die Kühe auch sonntags gehütet werden. Die hatten ja auch Hunger. War dann gerade mal im Dorf ein Karussell, ein ganz seltenes Vergnügen, und ich mußte die Kühe hüten, dann hab ich innerlich natürlich geschimpft. Aber was half's? Dienst ist Dienst.

Auf die Schulzeit muß ich noch zu sprechen kommen. Ich habe mich auf die Schule sehr gefreut und bin am ersten Tag auch ohne die Mutter zur Schule gegangen. Sie lag gleich hinter unserm Garten am Kirchhof. Wir mußten immer mit gefalteten Händen dasitzen und mit der rechten Hand uns melden, wenn etwas gefragt war. Die Lehrer thronten vorn auf dem Katheder. Herr Hess, mein erster Lehrer, hatte eine ganz lange Rute. Wenn jemand die Hände nicht richtig gefaltet hatte, dann machte er mit der Rute darauf aufmerksam. Wir bekamen aber bald einen neuen Lehrer, der gut zeichnen konnte. Er hatte wohl etwas für mich übrig, denn ich durfte kleine Verrichtungen für ihn erledigen. Sein Zeichenunterricht, was mir viel später aufging, war sehr modern. Wir zeichneten auf Papier mit Kohle. Dieser Unterricht hat auf mich entscheidende Wirkung gehabt. Er wurde für mich Lebensbedürfnis. Viele Jahre später, als ich schon Lehrer war, trafen wir in Falkenhagen zusammen. Er war inzwischen ein studierter Zeichenlehrer am Gymnasium geworden. Wir haben wiederholt in der Natur am Bugsee gemalt. In der Oberstufe hatten wir Herrn Meier als Lehrer. Wenn er die Jungen strafen wollte, mußten die sich bücken, und er zählte dann die Schläge aufs Gesäß. Einmal hatte ein Junge auch Schläge bekommen. Er witschte dem Lehrer durch die Beine, sprang zum Fenster und rief: „Ich werd schon meinem Vater alles erzählen!“

Aus irgendeinem Grund kam einmal der Lehrer aus Beyersdorf, einem Nachbarort, zu uns zur Vertretung. Im Diktat hatte ich einen Fehler gemacht, und zwar war es das Wort ‚vielleicht‘, das

ich mit einem ‚l‘ geschrieben hatte. Der Lehrer belehrte mich, aber ich meinte, es mit einem ‚l‘ irgendwo gelesen zu haben. Als ich das weiter behauptete, holte er mich nach vorn und gab mir einen leichten Klaps auf den Hosenboden. „Nun weißt du, wie’s geschrieben wird!“ Ich werde diese Kränkung vor allen Schülern nie vergessen. Jahre später trafen wir uns in einer Lehrerversammlung wieder. Da habe ich ihn an dieses Ereignis erinnert. Mich hat dieses Erlebnis dazu gebracht, von der Prügelstrafe, die ehrenrührig ist, möglichst abzusehen.

1914-19 Fürstenwalde

Als ich 12 Jahre alt war, ging mein gleichaltriger Freund Herbert Hoffmann, der Sohn des Schlachtermeisters, nach Frankfurt an der Oder auf die Mittelschule. Man wollte auch mich überreden, auf diese Schule zu gehen. Da die Schule von Falkenhagen aus nur schwierig zu erreichen war, hätte man in Frankfurt in eine Pension gehen müssen. Die Welt wäre für mich zusammengebrochen, wenn ich vom Elternhause fortgemußt hätte. Später habe ich es sehr bedauert. Denn zwei Jahre später kam ich vom kleinen Dorf auf die Präparandenanstalt in Fürstenwalde, von der Kultur unbeschwert, zu Kameraden, die besser vorgebildet waren und eine oder zwei Fremdsprachen schon kannten. Und ich armes Würstchen sollte mit denen konkurrieren! Mein Vater hatte erkannt, daß ich später wohl kaum einmal Bauer werden würde. Erstens war ich reichlich schwach - mit 14 Jahren wog ich 70 Pfund - zweitens zeigte ich wenig Verständnis für die Landwirtschaft. „Du wirst nie ein richtiger Bauer werden!“, sagte er. „Du mußt Lehrer werden.“ Wie er auf den Gedanken kam? Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich hatte der Lehrer und auch der Pastor, der

seinerzeit Schulinspektor war, den Vater bearbeitet. Jedenfalls traf er meine Vorliebe für diesen Beruf. Da konnte man mit roter Tinte Hefte korrigieren, konnte viel lesen und würde so etwas wie mein verehrter Lehrer werden. Also wurde im Familienrat beschlossen: nach der Konfirmation ab nach Fürstenwalde! Hier war zwei Jahre vorher ein neues Lehrerseminar entstanden. Der Vorbereitung darauf diente der dreijährige Besuch der Präparandenanstalt. Da die Aufnahmeprüfung für diese Schule doch längst vorbei war, hat der Pastor des Ortes es ermöglicht, daß ich ohne Prüfung aufgenommen wurde. So brachte mich mein Vater bald nach Ostern 1914 nach Fürstenwalde. Ich sollte bei Frau Wahlen, der Schwester von Frau Ohnesorge, wohnen. Sonst sollte ich Fahrschüler werden. Als unbedarftes Bürschchen vom Lande kam ich nun in eine Klasse mit vorwiegend Berliner Jungen und einigen Würstchen vom Lande wie ich. Der Grammatikunterricht mit seinen Fachausdrücken wie ‚Subjekt‘ und ‚Objekt‘ und ‚Akkusativobjekt‘ usw. war mir ein Buch mit sieben Siegeln und erschwerte den Übergang von der wenig gegliederten Schule ungemein. Die meisten anderen Schüler waren mir weit voraus. Darunter litt von Anfang an auch der Fremdsprachenunterricht. Dazu kam meine komische Einstellung: „Wozu brauche ich als späterer Lehrer Französisch?! Meine früheren Lehrer hatten so etwas von uns ja auch nicht verlangt.“ Der Religionsunterricht machte Spaß. Für das Fach Musik war erwünscht, schon Vorkenntnisse im Geigenspiel zu haben. Damit konnte ich ja aufwarten. Denn ich hatte auf meinen Wunsch als Zwölfjähriger zu Weihnachten eine Geige erhalten. Was war das damals für ein Spaß und eine Spannung gewesen! Vor Weihnachten fuhren die Eltern mit der Kutsche immer nach Frankfurt an der Oder, um einzukaufen. Kamen sie heim, suchten wir in der Einkaufsstüte vom Kaufmann die übliche Tüte mit Bonbons, die er zugegeben hatte. Diesmal war ich nicht mit in Frankfurt gewesen.

Hatten sie nun eine Geige mitgebracht? Wo konnte die wohl aufbewahrt sein? Eigentlich konnte die Geige doch nur in der großen Lade auf dem Boden des Hauses sein. Also ging's heimlich auf den Boden. Ein schwerer Ladendeckel... nun... vorsichtig mit der Hand herumgewühlt... und da - tatsächlich! Wirklich! Ein Holzkasten! Der schwere Ladendeckel hätte mich fast begraben. Als dann Weihnachten die Geige auf dem Weihnachtstisch lag, war die Freude groß. Ich konnte auch gleich so etwas Ähnliches wie ein Volkslied darauf rumkratzen. Weil ich ja vorher bereits bei meinem Freund Alfred Pälücke schon auf seiner Geige probiert hatte. Als künftiger Geigenlehrer wurde für mich Onkel Gursch, der Schuhmachermeister von Falkenhagen vorgesehen. Er war ja Kapellmeister in Falkenhagen gewesen. Das Bild werde ich nie vergessen. Er saß auf einem Schusterschemel vor der großen Glaskugel, gab von dort seine Anweisungen, kam gelegentlich auch zu mir, machte mir auf der Geige ein paar Striche vor und bestieg dann wieder seinen Schemel. Als nun in der neuen Schule in Fürstenwalde gefragt wurde, wer denn schon etwas Geige spielen könne, meldete ich mich stolz. Der Rektor, der mich von Anfang an protegierte, war ganz verwundert darüber und fragte: „Wo hast du denn das gelernt?“ „Bei unserm Musikdirektor.“ „Nanu, wer ist denn der Musikdirektor in Falkenhagen?“ „Unser Schuhmachermeister!“ Da gab's ein schallendes Gelächter, und ich war ganz bedepert.

Der Unterricht war im August 1914 unterbrochen worden durch den Beginn des 1. Weltkrieges. Wir hatten die ersten großen Ferien in der Präparandenanstalt. In der Zeitung verfolgten wir zu Hause mit Spannung die Entwicklung der Dinge. Der Kaiser war zurückgekehrt von der Norwegenreise. Ultimatum der Österreicher [...]

[Episoden aus meinem Leben:]

Am 1. August gellte auf der Straße eine Klingel. Ich sehe noch den alten Bürgermeister Fischer, unsern Kaufmann, ein behäbiger Herr, wie er aufgeregt die Glocke in der Hand schwingt. Wir rannten an die Straße und hörten, wie er von einem Blatt eine wichtige Bekanntmachung las. Sonst wurden Bekanntmachungen von ihm auf einem Zettel, der an eine Keule gebunden war, (sie roch immer nach Heringen, wahrscheinlich, weil sie in seinem Kaufmannsladen neben dem Heringsfaß ihren Platz hatte), von Haus zu Haus gereicht. Allein diese Tatsache machte für uns die Wichtigkeit der Bekanntmachung deutlich. Es war die Kriegserklärung des Deutschen Reiches an Rußland und der Befehl zur allgemeinen Mobilmachung. Zuletzt hieß es: „Der 2. August ist der erste Mobilmachungstag.“ Jeder Reservist wußte nun, wie er sich zu verhalten und wo er zu erscheinen hatte. Mein Vater, damals 53-jährig, fiel nicht mehr unter die Einzuziehenden. Mein Bruder Otto, damals 19 Jahre alt, rechnete sich aus, daß er wohl bald Soldat werden müsse. Er war ziemlich aufgeregt, und er schien darauf zu warten, mit in den Krieg ziehen zu dürfen. Das Vaterland war ja in Gefahr, da war für uns die Stunde der Bewährung gekommen. Ich kann mich noch deutlich an mein Bedauern erinnern, daß ich mit meinen 14 Jahren ja leider nicht in Frage käme, denn man glaubte damals, daß der Krieg höchstens sechs Wochen dauern würde; und wir stellen ihn uns vor als ‚Spaziergang‘ durch Rußland mit rasselndem Säbel, um unserem Verbündeten Österreich-Ungarn in Nibelungentreue zu seinem Recht zu verhelfen. Ich war erregt und bedrückt, nicht dabei sein zu können. Wieder einmal eine Bestätigung meiner damaligen Meinung, daß ich zum falschen Zeitpunkt geboren sei.

Anders war die Reaktion bei meiner älteren Schwester Frieda und unserem Mädchen Tone. Frieda wußte, daß es nun

Abschied nehmen hieß. Und am nächsten Tag, einem Sonntag, besuchte uns Willi Ohnesorge und verabschiedete sich von uns, wohl besonders von Frieda. Tränen flossen, denn Willi Ohnesorge war Friedas Tanzpartner und Freund. Er aber war gelassen und tröstete uns auch damit, daß in kurzer Zeit alles vorbei sein würde.

Als dann nach den Ferien die Schule wieder begann, waren die älteren Gymnasiasten bereits eingezogen. Auch verschiedene Lehrer waren fort. Unter anderen bekamen wir nun in Physik einen alten Herrn Wels, der schon lange pensioniert war, der sich aber dann dem Vaterlande wieder zur Verfügung gestellt hatte. Der arme Mann hatte es nicht leicht. Was Jungen alles anstellen können, um dem Lehrer das Leben schwer zu machen, ist ja brutal. War von der Stimmgabel zum Beispiel die Rede, brachten wir alle zur nächsten Stunde eine mit. Bald wurde während der Stunde eine hinten angeschlagen, bald vorn, bald rechts, bald links. Aber Herr Wels starrte mit großen aufgerissenen Augen von seinem Katheder aus in die Menge, dann schoß er vom Katheder herunter in eine Richtung, um den Täter zu erhaschen. Bald lief er in eine andere Richtung – natürlich immer vergebens. Oder war im Unterricht das Grammophon dran, damals eine ganz neue Erfindung, brachte am nächsten Tag Freund Willi, mit dem ich heute noch korrespondiere, ein Gerät mit. Er stellte es aufgezogen in den Schulschrank – und mitten im Unterricht fing es dann an: „Hie...gut...Brandenburg...allewege!“ Natürlich war die Stimmung für den Unterricht an diesem Tage völlig futsch, und der arme Wels war gekränkt. Ich besinne mich, daß ich mich deswegen geschämt habe. Aber was konnte man denn gegen eine so große Meute tun?

Nachdem ich ein Jahr als Fahrschüler zugebracht hatte mit gelegentlicher Übernachtung bei Frau Wahlen, ergab sich die Notwendigkeit, eine richtige Pension zu suchen. Ich kam zu Frau Pau-

lick, die schon acht Schüler verschiedener Jahrgänge hatte. Nach drei Jahren erfolgreichen Unterrichts, die mit der mittleren Reife abgeschlossen waren, gingen wir auf das Preußische Lehrerseminar Fürstenwalde. 1917 erhielten wir ein neues, wunderschönes Schulgebäude. Der Schulweg, etwa eine halbe Stunde zu Fuß, belastete uns mehr als bisher. Aber es war doch viel schöner, jetzt



Die Seminaristen spielen Theater, 1919, Paul mit Stahlhelm

in diesem modernen Schulgebäude zu leben. Kennzeichen dieses ersten Seminarjahrganges war eine violette Mütze. Schon in dieser ersten Seminarklasse - wir waren damals 17 - hospitierten wir in der Seminarübungsschule und mußten nach genauer Ausarbeitung ab und an eine Unterrichtsstunde unter Aufsicht eines Fachlehrers halten, die dann anschließend kritisiert wurde. Man war reichlich am Tage ausgefüllt mit Arbeit. Der wissenschaftliche Unterricht war teilweise hervorragend. Ich besinne mich, daß der Deutschlehrer uns die Dramen Schillers, Goethes und anderer als bleibenden Gewinn nahegebracht hat. Und von dem Geschichts-

unterricht [...] zehre ich noch heute. Der Tagesablauf sowohl der Präparanden als auch der Seminaristen war genau geregelt. Nach dem Unterricht gab es von eins bis halb zwei Uhr Mittagbrot. Anschließend war Freizeit bis drei Uhr. Von drei bis sechs Uhr war wieder Arbeitszeit, von sechs bis halb acht Freizeit. Dann gab es Abendbrot, und von acht bis zehn noch einmal Arbeitszeit, die dann gelegentlich auch von einem Seminarlehrer überprüft wurde.

Die erste Lehrerprüfung stand dann bevor. Für die Abschlußfeier mußte jeder Prüfling einen Cutaway-Anzug tragen. Meine sparsamen Eltern meinten, der am Ort ansässige Schneider Schulz würde es sicher billiger machen. Also nahm er Maß, und die Sache lief. Zur Anprobe konnte ich leider nicht nach Falkenhagen fahren, weil ja die Prüfung bevorstand. Also mußte der Anzug so angefertigt werden, und er schickte ihn mir zu. Als ich ihn anprobierte, war er natürlich zu groß geraten. Ich schlotterte in ihm herum. Ich mußte ihn dennoch bei der Prüfung tragen und fühlte mich darin denkbar unwohl. Ich bin wohl auch später nie in dieses Kleidungsstück hineingewachsen.



*Nach der 1. Lehrerprüfung,
Fürstenwalde, Februar 1920*

1919-21 Döbberin, Falkenhagen

An eine Dienststelle war selbstverständlich nun nicht zu denken. Denn nach dem Krieg waren viele Lehrer aus dem ehemaligen deutschen Osten ins Reich geflüchtet und hatten Vorrang vor uns jungen Dachsen.

Natürlich fand ich zu Hause bei Vater Aufnahme und wurde als Arbeitskraft begrüßt. Mein Falkenhagener Kollege, Herr Brandt, kümmerte sich damals sehr um mich, lud mich abends oft zu sich ein, und wir philosophierten über Gott und die Welt. Unerwartet bekam ich bald eine vorübergehende Vertretung in der benachbarten einklassigen Schule in Döbberin. 28 Kinder, und ich spürte: der hervorragende Lehrer hatte die Klasse bestens im Schwung. So fuhr ich nun täglich mit dem Fahrrad meines Bruders nach Döbberin. Die Straße führte am Schloß vorbei, 4 km durch den Wald. Kurz zuvor hatte ich die Erna Hinz, deren Vater Angestellter auf dem Schloß war, kennengelernt. Die frische, fröhliche, intelligente Sechzehnjährige war wohl das erste weibliche Wesen, das auf mich Eindruck gemacht hat. So ergab es sich, da ich an ihrem Haus täglich vorbeifahren mußte, daß wir uns mittags zwei- oder dreimal bei der Heimfahrt von der Schule kurz sahen und begrüßten. Aber nach fünf Wochen war die Vertretung vorbei...

Da ich für zwei volle Monate bezahlt wurde, fühlte ich mich wie ein Krösus. Fuhr nach Frankfurt an der Oder, um bei der Regierung vorzusprechen, um nach weiteren Vertretungen zu fragen, und setzte bei dieser Gelegenheit mein erstes verdientes Geld um in Bücher, die ich schon lange besitzen wollte. Ich erstand auch Malutensilien, denn nun würde ich ja Zeit haben, mein lange zurückgestecktes Malbedürfnis auszutoben. Mein Lehrer Brandt besorgte mir dann bald einen privaten Lehrauftrag. In Falkenhagen war auf dem Gutshof, dem Luisenhof, eine Fabrikanten-

familie aus Posen gelandet, deren vierzehnjährige Tochter Unterricht erhalten sollte. Sie war für die allgemeinbildende Volksschule wohl zu fein. So unterrichtete ich sie täglich zwei Stunden. Dieser Privatunterricht hat mir Spaß gemacht, konnte ich doch nun meine ersten Erfahrungen auf diesem Gebiet machen. Nebenher bin ich öfter in Frankfurt gewesen, um bei der Regierung mich in Erinnerung zu bringen. Jeder Besuch bei dem zuständigen Dezernenten war natürlich ein Eiertanz mit Herzklopfen. An seinem Schreibtisch saß der alte Herr in Gehrock und Lackschuhen. Er nahm keine Notiz von mir, wie ich da in der Tür stand, den Hut in der Hand drehend, bis es ihm dann endlich einfiel, mein Anliegen anzuhören. Aber es war natürlich vergebens, und so wie ich mußten auch meine Klassenkameraden auf eine Anstellung warten.

1921-23 Waldsiefersdorf

Nach vielen vergeblichen Bewerbungen bei Privatschulen bekam ich dann im Februar 1921 plötzlich die Aufforderung, im Pädagogium Waldsiefersdorf bei Buckow in der Märkischen Schweiz sofort eine Lehrerstelle zu übernehmen. Drei Jahre lang konnte ich hier in den verschiedensten Fächern bis zur Untertertia unterrichten. Es war eine glückliche Zeit. Unter anderem hatte ich die Möglichkeit, im Biologieunterricht einen Schulgarten einzurichten und hatte so Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln, die mir später sehr nützlich waren. Ebenso war es auf dem Gebiet des Kunstunterrichts. Besonders hatte man in dieser Schule, die Internatsbetrieb besaß, die Möglichkeit, psychologische und pädagogische Erfahrungen zu sammeln und auszuprobieren. Im Kollegium, das etwa 10 Lehrer umfaßte, waren vorwiegend Studienassessoren, die ebenfalls keine Aussicht auf eine Stelle im Staats-

dienst hatten. Unter anderem war im Kollegium eine Dame, Fräulein Etienne, eine Berlinerin, die aus gutem Hause stammte. Der Vater war Kapitän zur See. Ihr habe ich viel zu verdanken. Sie war literarisch und künstlerisch interessiert. Durch sie wurde mein Verständnis für die moderne Kunst geweckt. An einigen Wochenenden besuchten wir gemeinsam in Berlin Museen und Theater. Das alles war mir völlig neu, denn von Fürstenwalde aus hatte ich nie Gelegenheit zu solchen Bildungsfahrten nach Berlin. Dieses Fräulein Etienne war nur ein halbes Jahr an der Schule – wohl aus gesundheitlichen Gründen. Sie war vorher längere Zeit wegen Tuberkulose in einem Sanatorium gewesen.

Als Nachfolgerin für den Fremdsprachenunterricht erschien dann Ostern 1922 eine junge Lehrkraft – Fräulein Weidig aus Hannover. Ihre Eltern waren mit der Familie des Leiters der Schule befreundet und hatten der Hanna Weidig nach dem ‚Beziehungsbesuch‘ die Stelle in Waldsiedersdorf vermittelt. Ich wohnte zu der Zeit beim Sanitätsrat Dr. Lüderitz. Dieses Fräulein Weidig erhielt durch die Schulleitung ebenfalls Wohnung bei Dr. Lüderitz zugewiesen. Als sie nun in Begleitung ihrer älteren Schwester und deren Verlobten zum ersten Mal ins Haus kam, sah ich sie zufällig und hatte das feste Gefühl: Das wird deine Frau! Zum Begrüßungskaffee lud die Dame des Hauses mich ein. So lernten wir uns kennen. Dann ging es auf die großen Ferien zu. Ich hatte mir schon lange vorgenommen, eine erste Reise zu machen. Es sollte in den Harz nach Wernigerode gehen. Ich hatte ja nie vorher ein Gebirge gesehen. War es nun ein Zufall? Auch Fräulein Weidig wollte in den Ferien nach Wernigerode. Getrennt marschieren – vereint schlagen - so trafen wir uns dort im Harz. In Hasserode und Wernigerode wohnten wir weit voneinander getrennt. Daß dies natürlich acht schöne Tage wurden, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen. Ein Jahr später verbrachten wir gemeinsam die

großen Ferien im Thüringer Wald, in Friedrichroda. Wieder sittsam getrennt. Es sollten drei Wochen werden. Aber es kam anders. Die Geldinflation verschlang unsere Moneten zu schnell. Das Mittagessen, das heute 15000 Mark gekostet hatte, sollte am nächsten Tag schon das doppelte kosten. Damit konnten wir nicht Schritt halten. So beschlossen wir: Hanna fährt zu den Eltern in Hannover, und ich fahre mit ihr. Das gab natürlich Aufregung. Aber heimlich hatten wir uns ja schon versprochen. [...]



Im Herbst des Jahres verließ Hanna die Waldsieversdorfer Schule, um in Berlin Geld fürs Heiraten zu verdienen. Durch die Tante Anna, die Directrice bei Wertheim war, erhielt sie nun in der Immobilienabteilung eine Anstellung. So fuhr ich denn übers Wochenende oft nach Berlin. Bei der kleinen Tante Tille⁵ und Onkel Otto war es immer gemütlich. Theaterbesuche, Museumsbesuche und Ähnliches wechselten ab.

⁵ Tille = Mathilde Jensch, geb. Weidig war Hannas älteste Schwester

1924-25 Heinersbrück

Inzwischen waren nach der Inflation wieder normale wirtschaftliche Verhältnisse eingekehrt. Viele Leute hatten jedoch nun kein Geld mehr. So geriet auch das Pädagogium in Schwierigkeiten und mußte sich umstellen, sich verkleinern. Zu Weihnachten 1923 wurde ich entlassen mit der Begründung, meine Stelle solle von einem Akademiker besetzt werden. Die Mutter holte mich mit Sack und Pack im Kutschwagen ab. Ich fand auf dem väterlichen Hof wieder Aufnahme, bis Ostern 1924. Dann erhielt ich einen staatlichen Auftrag, in Heinersbrück, Kreis Cottbus, eine Kirchenlehrerstelle zu besetzen. Das heißt, ich sollte auch den Organistendienst übernehmen. Mein Gott, ich – Organist! Wo ich recht und schlecht ein paar Kenntnisse dazu erworben hatte. Jahrelang hatte ich ja gar keine Orgel mehr berührt! Als erstes rannte ich in die Falkenhagener Kirche und übte etwas. Dann ging mit Koffer und Fahrrad mit der Bahn nach Forst in der Lausitz, wo ich mich beim Schulrat zu melden hatte. „Können Sie Englisch?“; fragte er. „Nein.“ „Heinersbrück ist ein rein wendisches Dorf.“ Na, das konnte ja gut werden!

15 km Richtung Cottbus liegt Heinersbrück. Der zweite Lehrer des Ortes war Herr Kalauke, ein Wende, der jedoch rein deutsch war. Es war eine dreiklassige Schule mit zwei Lehrern, in die ich kam. Ich erhielt die Unter- und Mittelstufe. Die kleinen Mädchen trugen alle wendische Kleidung und konnten nur ‚Guten Tag‘ sagen. Die Sprache für den Unterricht war natürlich Deutsch. Sonst aber hörte man nur wendische Laute. Während des Unterrichts mußten die Mädchen natürlich ihre Haube ablegen. Eines Tages wollte ein kleines Mädchen aus dem 2. Schuljahr das nicht tun und weigerte sich krampfhaft. Als ich ihr die Haube vom Kopf nahm, da wimmelte es dort von Läusen. So eine Entdeckung kam

damals öfter vor. Durch Vorzeigen der Dinge und durch ihr Benennen lernten die Kleinen dann allmählich das Sprechen und Lesen. Sie waren sehr gelehrig. Weil ich nun damals möglichst schnell die Prüfung machen wollte, hier unter den schwierigen Verhältnissen, mußte ich mich sehr auf den Hosenboden setzen. Ein Jahr mußte ich allerdings an dieser Schule zugebracht haben, bevor ich die Zweite Prüfung ablegen konnte. Mit Unterstützung eines Hauptlehrers aus dem benachbarten Ort konzentrierte ich mich sofort auf ein bestimmtes Thema, nämlich ‚Die kindertümliche Erzählweise im Unterricht‘. Ich besorgte mir die nötige Literatur, Graulich [?], [Georg] Kerschensteiner⁶ und ähnliche. Alle Unterrichtsweisen, die ich vom Seminar mitgebracht hatte, konnten mir nicht viel helfen. Allenfalls die psychologischen Erkenntnisse und meine eigenen unterrichtlichen Erfahrungen. Jetzt war die alte ‚Lernschule‘ abgeschrieben. Das neue Schlagwort hieß ‚Arbeitsschule‘. Mit Begeisterung nahm ich es auf, es lag ja meiner Vorstellung von Schule nahe.

Nun das Leben in Heinersbrück als Jungeselle. Zuerst die Schule. Es war ein neues Gebäude. Die Lehrerwohnung enthielt für mich sechs Zimmer, dazu ein großer, neu angelegter Garten und 52 Morgen Wiese. Ich konnte natürlich nur zwei Zimmer benutzen. Die anderen wurden als Ablageraum für das viele Obst benutzt. Mit Vergnügen stürzte ich mich auf den Garten, schaffte einen Spaten und ähnliche Dinge an und fing an zu wühlen. Aber bald stellte ich fest: entweder bin ich Lehrer, oder ich bin Bauer. Ich

⁶ Kerschensteiners pädagogisches Anliegen blieb für P. B. prägend: eine Bildung, die zugleich Charakterbildung und Erziehung zum Staatsbürger sein sollte. ‚Arbeit‘ als pädagogischer Begriff hatte die Einrichtung von Holz- und Metallwerkstätten, Schulküchen und Schulgärten zur Folge. Auch Kunstunterricht wurde gefördert.

konnte dem nicht gewachsen sein und beschränkte mich jetzt auf die Beeren- und Obsternte und allenfalls noch auf den Spargel. Zu Pfingsten dieses Jahres besuchten mich dann Hanna und meine Schwester Berta, die mir mit Gardinen die Bude gemütlich machten. Für das erste Geld, das ich dort verdient hatte, ließ ich mir in Forst nach Plan ein Bücherregal anfertigen, das später noch in unserer Wohnung in Marwitz stand. Für die Zweite Prüfung, die im Frühjahr des nächsten Jahres stattfinden sollte, arbeitete ich im Winter tüchtig. Bald nach meiner Meldung fand dann die Prüfung Anfang März 1925 statt. Sie wurde vom zuständigen Schulrat und dem Vertreter der Regierung und einem Hauptlehrer aus dem Nachbarort abgenommen. Als in den nächsten Tagen eine Bemerkung über die Prüfung in der Zeitung stand, sagte mein Kollege Kalauke ganz verwundert: "Mensch, du hast ja die Prüfung mit Gut bestanden!" Zum 1. Juli 1925 verließ ich Heinersbrück, denn ich wurde nach Alexandersdorf, Kreis Landsberg an der Warthe versetzt, um den dortigen verstorbenen Kirchschullehrer zu ersetzen.



Gruss aus Heinersbrück



Schule



Noch ein kurzes Wort über den Kirchendienst in Heinersbrück. Ich hatte an zwei aufeinander folgenden Sonntagen den Gottesdienst zu halten. Am nächsten Sonntag kam der Pastor aus dem Nachbarort. Die Kirche des Ortes besaß eine zweimanualige Orgel. Vor dem Beginn des Gottesdienstes war die Gemeinde vor der Kirche versammelt. Sowie ich durch das Spalier der Leute geschritten war, folgte man mir, der Gottesdienst konnte beginnen. Der Besuch war immer sehr gut. Eines Nachts wurde ich aus dem Schlaf geweckt. Ein Vater kam besorgt und bat, ich möge sein kleines Kind taufen, das schwer krank war. Mit Streichhölzern bewaffnet ging ich nachts in die Kirche und holte mir die Agende, in der der Ablauf einer Taufe festgelegt ist. Nun konnte die Nottaufe vorgenommen werden. Das war eine schöne Aufregung für mich. In den Weihnachtsferien mußte ich zu Silvester nach Heinersbrück fahren, um den Silvestergottesdienst zu gestalten. Einmal wurde ich sogar nach Heinersbrück gerufen, um ein kleines Kind, das gestorben war, zu beerdigen. All diese Handlungen waren so neu für mich und hoben mein Selbstgefühl natürlich. Bei Hochzeiten wurden Pastor und Organist eingeladen. An eine große Bauernhochzeit erinnere ich mich. Zuerst gab es eine wunderbare Suppe, dann folgten verschiedene Braten, einfach auf dem Holztisch, eine Tischdecke gab es nicht. Jedermann benutzte sein Taschenmesser und schnitt sich und seiner Frau was vom riesigen Brotlaib ab. Nur für den Pastor und den Lehrer war ein Gedeck vorhanden. Hatte ich endlich ein Stück des fetten Schweinebratens geschafft, wurde mir von hinten schon wieder ein neues Stück auf den Teller geschoben. Mein Nachbar, der Pastor, bat mich leise, auch die Wurstpellen für ihn auf dem rückwärtigen Fensterbrett zu sammeln. Sein Hund würde sich freuen. Daß bei solchen Festen auch viel Alkohol getrunken wurde, war selbstverständlich. Eine Flasche nach der andern wurde herangereicht, die Gläschen dazu. Man er-

hielt ein gefülltes Glas vom Nachbarn, bediente sich, füllte es dann wieder und reichte es weiter. Empfehlenswert war es immer, rechtzeitig das Fest zu verlassen, bevor es zu Anrempelungen der Be-trunkenen kam, und der eine oder andere unter dem Tisch landete.

1925-27 Alexandersdorf

Nun ging es also nach Alexandersdorf. Hatte ich von Heinersbrück aus einen Eindruck vom Spreewald erhalten, so kam nun das Warthe- und Netzebruch an die Reihe. Eindrucksvoll war schon die Fahrt von Küstrin nach Landsberg an der Warthe, den weiten Warthebruch entlang. Bei Zantoch kommt die Mündung der Netze. Eine alte, wacklige Holzzugbrücke führte über die Netze. Das war schon ein Erlebnis für sich! Hier in Alexandersdorf erwartete mich wieder eine dreiklassige Schule mit zwei Lehrern. Der junge Lehrer Röseler, der auf die Lehrerstelle mit Kirchendienst gehofft hatte, war enttäuscht, daß ich junger Dachs nun damit betraut war. Mein Verhältnis zu ihm und seiner jungen Frau war sehr gut. Auch das zu dem jungen Pastorenehepaar. Die Lehrertwitwe, mit der ich mittags aß, kochte sehr vorzüglich, verwöhnte mich mit gebratenem Hühnchen – vielleicht mit dem Hintergedanken, ihre Tochter an den Mann zu bringen. Aber der Neue war ja schon verlobt und reagierte nicht auf ihre Unternehmungen. Kollege Röseler war ein fleißiger, gewissenhafter Lehrer, der mir stets ein gutes Vorbild war, und den ich auch nicht enttäuschen wollte. Durch ihn bekam ich Kontakt zum Lehrerverein Zantoch und zu den Kollegen der benachbarten Gemeinden. Gelegentlich erschien der Schulrat Schreier, ein alter Herr aus Landsberg an der Warthe zur Revision. Mit einem Regenschirm bewaffnet, wanderte er von der Bahnstation Zantoch die 9 km bis

Alexandersdorf. Es wurde erzählt, daß, wenn er erschien, die Schüler schon die benachbarten Lehrer davon benachrichtigt hatten. Unliebsamen Überraschungen war somit vorgebeugt.



Die Schule in Alexandersdorf liegt dicht neben der Kirche, nur durch den Friedhof getrennt. Letzterer sorgte dafür, daß das Wasser der Pumpe unterirdisch veredelt wurde! Es hatte stets einen modrigen, dumpfen Geschmack. Wenn es eine Weile gestanden hatte, bildete sich eine schlammige Oberschicht. Heutigen Anforderungen des Gesundheitsamtes hätte es sicher nicht genügt. Alexandersdorf ist ein Siedlungsort, bei dem die Höfe verstreut auf den Äckern liegen. Man merkte den Leuten an, daß sie einst aus verschiedenen Gegenden hier angesiedelt worden waren. Im Gegensatz zu den Bewohnern des Landsberger Umlandes, die ich später kennenlernte, waren sie ganz aufgeschlossen und sehr freundlich. Ich wurde oft eingeladen zu Besuchen und spürte ihre hochstehende Wohn- und EBkultur.

Ein Ereignis aus dieser Zeit hat die Erinnerung an dieses Dorf ganz besonders geprägt. Das war die Hochzeit mit Hanna.

Ich hatte mich um die Kirchschullehrerstelle in Marwitz beworben und die Zusage dafür erhalten. Als Organist mußte ich vorher einen Gottesdienst abhalten, um die Berechtigung zu der Stelle zu erhalten. Eine aufregende Angelegenheit! Mit dem Pfarrer gendelte ich nach Marwitz zu dem Pastor Kleindorf, der sehr liebenswürdig war und mir manchen Tip für die Menschenführung gegeben hat. Um einen kleinen Einblick in die Marwitzer Verhältnisse zu bekommen, stieg ich erst in der einzigen Gastwirtschaft des Ortes ab, bestellte eine Tasse Kaffee und wollte so von dem Gastwirt etwas über den Ort und die Menschen erfahren. Aber weit gefehlt! Kaum hatte ich den Kaffee erhalten, da sagte der: „Na, Sie sind wohl der neue Kantor.“ Die Nachricht verbreitete sich wohl mit Windeseile. Nun, die Prüfung als Organist und Lesegottesdienstmeister bestand ich zur Befriedigung, und zum 1. Februar 1927 sollte dann die Besetzung der Stelle in Marwitz erfolgen.

